



Lesbischer Herbst

Lesbischer Herbst®

Yvonne Ford

Darmstädter Landstraße 109

60598 Frankfurt am Main

Tel. 069 61002908

yvonne.ford@lesbischerherbst.de

www.lesbischerherbst.de

www.late-bloomers.de

Die Zeit der Scham und der Stille ist vorbei!?

Zur gesellschaftliche Situation von Lesben
gestern und heute

Dr. Sabine Scheffler

Vortrag im „Lesbischen Herbst“ am 13. November 2010
an der Fachhochschule Frankfurt am Main

Moderation: Dr. Maria Beckermann

© Lesbischer Herbst®

1. Einleitung

Frauen am Ende der Lebensmitte heißen hier Lesbischer Herbst. Nun gut. Älter werden ist in der Regel mit Bilanzierung verbunden, was sticht im persönlichen Leben heraus, was gerät in den Vordergrund, was muss verschmerzt werden, was hat Kraft gekostet und wo gibt es Zufriedenheit; der Herbst färbt ja auch alles bunt und lässt auch vieles im schönen Licht erstrahlen.

Lesbisch leben ist und bleibt aber eine Lebensform in Differenz zur Lebensform der Mehrheit. Damit wird aber auch um Anerkennung dieser Differenz und um Gleichwertigkeit gerungen.

Folgen dieses Grundkonfliktes **zu benennen, zu verstehen, zu bewerten und den Veränderungsbedarf daraus abzuleiten** ist eine Möglichkeit der Auseinandersetzung.

Lesbisch leben muss nach der Frauenbewegung und mit der Individualisierung unserer Gesellschaft sozusagen neu erfunden werden. Welche Strukturen stehen zur Verfügung, um das letzte Lebensdrittel zu gestalten? Welches individuelle Potenzial, welche sozial-räumlichen Ressourcen bestehen oder werden benötigt? Lesben sind wie heterosexuelle Frauen in das Geschlechterverhältnis und in Heteronormativität eingebunden und entwickeln Perspektiven entlang gesellschaftlich zugeschriebener Vorstellungen von Zufriedenheit für Frauen, von Beziehung und Begehren.

1.1 Vorgehen

Nach einem stichwortartigen Überblick über die Leistungen, das kulturelle Kapital der 2. Frauen- und Lesbenbewegung, wende ich mich den Brüchen oder Widersprüchen des Erreichten zu.

1.1.1 Dazu werde ich Thesen formulieren:

- zum **Selbstverständnis und Prozess lesbischer Lebensführung**
- zu den **gesellschaftlichen Strukturprinzipien: Geschlecht und Heteronormativität**
- zu **neuen Verdeckungszusammenhängen oder: die Verpflichtung einer Minderheit, „normalen Alltag“ zu leben und mit allem allein zurecht zu kommen.**

1.2 Ziel meiner Ausführungen

ist es, **Bilanz zu ziehen, Soll und Haben zu verdeutlichen.**

Lesbisch leben ist keine politische Handlungsanleitung zu Sichtbarkeit und Selbstbestimmung mehr und auch keine „Nationalität“ wie seinerzeit, sondern umfasst vielfältigste Lebensentwürfe, scheinbar liberalisiert und sehr beliebig (dekonstruiert).

Lebensformen entwickeln sich heute extrem unterschiedlich, das hat zu tun mit Herkunft, Bildung, beruflichem Status, materieller Sicherheit und Akzeptanz der eigenen Homosexualität (Intersektionalität).

So bleibt nur die Frage von Martha Nussbaum, Philosophin, (1999):

Was ist ein gutes „Lesbenleben“? Mit welchen Werten für ein solches Leben können wir uns identifizieren oder welche könnten die Basis eines gemeinsamen Verständnisses unseres öffentlichen Handelns sein?

2.0 Kulturelles Kapital

Die 2. Frauen- und Lesbenbewegung ist zweifellos die erfolgreichste soziale Bewegung des 20. Jahrhunderts in den Bereichen Bildung, rechtliche Gleichstellung, Enttabuisierung von Sexualität, Gewalt, Diskriminierung und der Entwicklung vielfältiger individueller Gestaltungen für Lebensläufe. Schaut frau in das Buch von Dennert, Leidinger und Rauchut (2007) „In Bewegung bleiben, 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben“, geht das Herz auf vor Stolz und guter Laune. Politisches Engagement, Vielfalt, Kreativität, Vitalität und historische Verantwortlichkeit sind die Unterströmungen in den Darstellungen dieses Buches, lesbisches Leben macht sich breit, scheint vergnügt und die Gestaltungsspielräume für Selbstbestimmung wurden geschaffen.

Schaue ich dann in das Programm des Lesbenfrühlingstreffens (Köln 2009), so finde ich alles von Antirassismus über Arbeitsrecht, Klimawandel, Flirtkurs, Lesben im Fernsehen, Trance, Trommeln, Visionssuche bis zur Zirkuspädagogik, um nur einige Punkte zu nennen. L- World ist ein Renner.

Wir sind sichtlich angekommen????!!!!

Ich habe es genossen, in Köln im Grüngürtel lauter schmusenden Frauenpaaren auf dem Weg zum Schwoof zu begegnen, heißt jetzt Party.

Die politischen Veränderungen der letzten Jahre sind bemerkenswert, wenn auch im Sinne der Gleichbehandlung noch zu kritisieren:

Juristische Ebene: LPartGG, AGG (Allg. Gleichbehandlungsgesetz)

Organisatorische Ebene: gender-mainstreaming, diversity-management

Gesellschaftliche Ebene: mehr Präsenz, CSD, Medien, Prominenz

Sozialraum Community: Ausdifferenzierung Projekte, Verbände

(ich komme später auf Diskriminierungen zurück).

Die kollektive Empörung der Bewegung über die Benachteiligung von Frauen und Lesben aber hat sich verflüchtigt oder vollendet. Diese Empörung aber ermöglichte es, eigenständige Lebensentwürfe von Frauen zu denken, sichtbar zu machen und einzufordern, mit und ohne Kinder, mit und ohne Männer, mit und ohne Frauen. Das Beharren auf Selbstbestimmung, selbstbestimmter Sexualität ermöglichte eine kollektive Identifizierung mit Unterdrückung, Benachteiligung, Entwürdigung. Die Befreiung vom Opferstatus und die daraus abgeleitete Solidarität und Handlungsmächtigkeit begann. Diese 2. Frauenbewegung ermöglichte es auch lesbischen Frauen hervorzutreten und schließlich in der Projektbewegung homosexuelle Lebensformen und Kultur sichtbar und offen zu gestalten. Es gibt diese kollektive Identifizierung nicht mehr und auch keine gemeinsam geteilte Handlungsfähigkeit. Die neoliberale Genderpolitik hat sozusagen „das kollektive Subjekt geklaut“.

Diese Zeit hat sich erfüllt, es gibt viele Fortschritte, aber auch „neue und verbliebene Verdeckungszusammenhänge“.

3.0 Thesen

3.1 Lesbische Lebensgestaltung (Selbstverständnis) ist ein Prozess

In der Minderheitensituation werden Identitäts- und Stigmamanagementstrategien (Schutzmechanismen) ständig gelebt und gestaltet. Das ist belastend.

Heute wird Selbstverständnis (Identität) nicht mehr als Persönlichkeitsstruktur als ein Reservoir von Sichtweisen, feststehenden Selbstzuschreibungen und Verhaltensmöglichkeiten gesehen. Identität ist eher ein Muster (Patchwork) verfügbarer Erfahrungen, Gefühls-hierarchien, Phantasien und Erwartungen, die variierbar an Situationen und deren Einschätzungen gebunden ist. Identität ist ein Prozess, der vom sozialen Umfeld und eigenen Erwartungen und Zuschreibungen an die Person bestimmt ist und sich ständig wandelt in Bezug auf das Selbstverständnis als Frau und Lesbe. Selbstverständnis entfaltet sich im Handeln.

Das Festlegen der Handlungsspielräume ist

- intuitiv und situationsabhängig

und bestimmt von

- möglichem Vertrauen und Offenheit,
- der Einschätzung des Arbeitsplatzes (Branche)
- den erwarteten Reaktionen der Kolleginnen und
- persönlichen Befürchtungen (vgl. Losert, 2004).

Der rote Faden der sozialen Identität ist die notwendige Anerkennung und Akzeptanz, sowohl der sexuellen Identität wie der Differenz. Dabei sind homosexuelle Frauen keine einheitliche Gruppe, weder bezogen auf Erwerbstätigkeit, Bildungsniveau, Alter, ethnische Zugehörigkeit oder ihr Lebensumfeld. Die Unterschiedlichkeit unterläuft in jedem Fall das Stereotyp „lesbische Frau“, als maskulin und unweiblich, und das ist irritierend.

Das eigene Selbstverständnis braucht es, Weiblichkeit darzustellen (doing gender) und die abweichende Art der emotionalen Bezogenheit wie des Begehrens zu gestalten.

Diesen, von der Allgemeinheit verdrängten und bewerteten Aspekt der Identität zu integrieren, ist belastend und führt zur Annahme negativer Einstellungen gegenüber der Eigengruppe und sich selbst. Entsprechend weisen Homosexuelle häufiger psychische Störungen wie Depression und Substanzmissbrauch auf als Heterosexuelle (vgl. Steffens 2010 4ff).

Es gibt ein Minoritätenstressmodell: Es handelt sich um den Stress, der durch die Minderheitenposition entsteht. Er setzt sich zusammen aus gesellschaftlicher Stigmatisierung, der Erfahrung von Diskriminierung und Gewalt, verinnerlichten negativen Einstellungen gegenüber der Eigengruppe und Angst vor Ablehnung. Minderheitenstress ist chronisch, weil er in stabilen sozialen und kulturellen Strukturen verankert ist; er ist verwoben mit sozialen Prozessen, Institutionen und Strukturen. Als Stressoren wirken so zum einen externe objektiv stressvolle Ereignisse und Bedingungen (chronisch und akut), daneben aber auch eigene Erwartungen des Eintritts solcher Ereignisse und die Wachsamkeit, die diese Erwartungen auslösen. Damit wird deutlich: Objektiv stressvolle Ereignisse sind keine notwendige Voraussetzung um Minderheitenstress zu erleben, chronisch stressig kann es schon sein, in Erwartung solcher Ereignisse zu leben.

Die Herausforderung, ein abweichendes Merkmal zu integrieren, ist daher für homosexuelle Menschen größer, es kostet mehr psychische Energie. So wird z. B. die Marginalisie-

rung im Arbeitsleben oft mit zusätzlichem Fleiß und Leistung kompensiert (Meyer I. H., 2003 zit. n. Steffens 2010 1-10 ff). Die Umgebung verweist somit die Einzelne wieder und wieder unterschiedlich darauf, mit verzerrten Zuschreibungen an Weiblichkeit und Homosexualität umzugehen. So z. B. werden Hinweise auf lesbische Lebensweisen im Vergleich zu heterosexuellen häufig als vorwiegend sexuell und damit als intime Angelegenheit wahrgenommen und weniger mit den sozialen Beziehungen einer Person verbunden.

3.2 These

Nicht sichtbare gesellschaftliche Konstrukte bestimmen Selbstverständnisse und Lebensformen lesbischer Frauen: Geschlechterverhältnis und Heteronormativität

Die gesellschaftliche Situation von Lesben ist nach wie vor eingebunden in die Möglichkeiten, die Frauen in unserer Gesellschaft zugestanden werden. Von Gleichstellung kann sicherlich nicht gesprochen werden, und in zentralen gesellschaftlichen Feldern wie Ökonomie und Politik sind Frauen und komplementäre Lebensstile entweder immer noch exotisch oder sie werden nach wie vor als Karrierehindernis gesehen.

Die hier zu Grunde liegenden Ordnungssysteme unserer Gesellschaft, Geschlechterverhältnisse und Heteronormativität regeln Fragen von Macht und Einfluss, verteilen Chancen, verweigern gesellschaftliche Teilhabe und weisen Positionen zu. Geschlechterverhältnisse schaffen Arbeitsteilungen und die dafür notwendigen sozialen Geschlechterbilder. Die Vorstellungen von Männlichkeiten und Weiblichkeiten sind hierarchisch, sich gegenseitig ausschließend und aufeinander bezogen. Lesben haben also sowohl ihr soziales Geschlecht zu präsentieren wie ihr Begehren. Sie haben geschlechtliche und sexuelle Diskriminierungen, Verdienstnachteile und Karriereerschwernisse zu gestalten.

Die heteronome Organisation unserer Gesellschaft bildet die Basis für Diskriminierung und Gewalt gegen Lesben, Schwule, Bisexuelle und transidente Personen. Auch heterosexuelle Personen, die nicht dem gängigen Frauen- bzw. Männerbild entsprechen – also einen alternativen Gender-Ausdruck bevorzugen –, müssen mit Abwertung und Ausgrenzung rechnen (vgl. Hoffmann/Cserer, 2010 5ff).

Mit der heterosexuellen Norm und der zweigeschlechtlichen Ordnung sind tief verankerte Anerkennungs- bzw. Abwertungsverhältnisse verbunden. Sie werden in der wissenschaftlichen Literatur als „Heteronormativität“ bezeichnet (vgl. u.a. Butler 1995, Hark 1996, Hofmann 1997, Engel 2009, zit.n. Hoffmann/Cserer, 2010 5ff).

Alle Arrangements einer Kultur (Gesetze, soziale Rituale, symbolische Interaktionen, Narrative, Diskurse), die sich auf die ausschließliche, damit normative Verbindung einer Frau und eines Mannes beziehen, sind als heteronormativ zu begreifen. Sie bewirken, dass andere Existenzformen, die mit einer anderen sexuellen Orientierung und/oder Gender Identität organisiert sind, von sozialen, politischen, rechtlichen, kulturellen Praktiken und Anerkennungsverhältnissen ausgeschlossen sind. Heteronormative Prozesse finden sich nicht nur auf der persönlichen Ebene, sondern Institutionen, Organisationen und alltägliche soziale Praxen sind durch diese Normen und Rituale geprägt und gestalten sie. Offen lebende lesbische Frauen stellen somit die heteronormative Verfasstheit von Gesellschaft, von Organisationen und sozialen Bezügen in Frage und werden sanktioniert. Der strukturelle Heterosexismus ist unschwer an den gesetzlichen Lücken in der Gleichstellung zu ermes-

- Art. 3 GG enthält keine Erwähnung der sexuellen Orientierung oder sexuellen Identität zur Gleichbehandlung
- LPartG enthält keine Gleichbehandlung im Steuerrecht, Unterstützungsanteil, Ehegattensplitting
- Beamtenrecht: LPart. sind nicht gleichgestellt, obwohl von der EU schon angemahnt
- ungleiche Behandlung im Adoptionsrecht
- Benachteiligung von Regenbogenfamilien (vgl. Steffens, 2010 4ff)

3.2.1 Beispiel Arbeitsplatz

Das Verhalten am Arbeitsplatz spricht eine lebendige Sprache wie diese Heteronormativität von beiden Seiten gestaltet wird.

Betriebliche Organisationsformen nutzen diese Dynamiken, Geschlecht und Heteronormativität über Symbole, Rituale, symbolische Interaktionen („Da wird dein Partner sich aber freuen, dass du früher nach Hause kannst...!“ Frage nach der heterosexuellen Beziehung), Bilder von PartnerInnen und Kindern am Schreibtisch und Desktop. Hier bedeutet Heteronormativität den Hinweis auf soziale Beziehungen, bei Homosexuellen wird es eher als ein intimer Hinweis auf Sexualität gewertet. Die meisten Beschäftigten nutzen deshalb multiple Identitätsstrategien, sie sind im Laufe der Zeit veränderbar, abhängig von Kontext und dem Ausmaß eigener Befürchtungen. Beschäftigte wenden viel Energie für die Entwicklung von Selbstschutzmechanismen auf, weil sie mit negativen Reaktionen ihres Arbeitsumfelds rechnen (müssen).

Dabei agieren Lesben im Durchschnitt etwas offener als Schwule, die generell mehr Bedrohungs- und Gewalterfahrungen benennen (Frohn 2007, Losert 2004, Koellen 2008).

Zusammengefasste Ergebnisse aus Befragungen ergeben etwa folgendes Bild:

Mehr als ein Drittel der Befragten ist der Ansicht, dass sie heute offener mit ihrer sexuellen Orientierung am Arbeitsplatz umgehen können als noch vor zehn Jahren. Dennoch sagen fast 60% der Befragten, dass sie es schon mal für nötig hielten, am Arbeitsplatz ihre Homosexualität zu verschweigen. Nur ein Viertel der Lesben und Schwulen stimmte der Aussage „Ich kenne Situationen am Arbeitsplatz, in denen ich Angst hatte, als lesbisch oder schwul erkannt zu werden“ überhaupt nicht zu. Immerhin 51,9% sprechen mit niemandem oder nur ganz wenigen über ihre Orientierung (Knoll u.a. 1996 65,8%; Buba, Vaskovics 2001 60%, Frohn 2007).

48% der homosexuellen Führungskräfte outen sich nicht und 65% aller Befragten sprechen nicht mit Vorgesetzten.

Jüngere Befragte, 30 – 50 J. gehen offener mit sexueller Identität um.

Offen leben 45% aller eLpart. gegenüber 13% der Singles und 23% in einer Partnerschaft Lebenden, bezogen auf das Gesamt von Homosexuellen.

Je größer das Unternehmen, desto eher wird über die eigene Lebensform geschwiegen. Diversity Aktivitäten, die Fragen der sexuellen Orientierung einbeziehen, erleichtern den eigenen offenen Umgang.

Lediglich 5% der Befragten geben an, dass ihr spezielles Netzwerk vom Unternehmen anerkannt ist. 85% der Unternehmen verfügen über keine Netzwerke oder erkennen sie nicht an. Die Unternehmenskultur in Bezug auf gleichgeschlechtliche Lebensweisen hat einen maßgeblichen Einfluss auf den Umgang mit der eigenen Orientierung. Diejenigen, die sich geöffnet haben, berichten überwiegend von positiven Reaktionen der KollegInnen (92,0%) und geteilteren Reaktion der Chefs (85,6%).

27% der Frauen/Männer berichten von mindest einer Ungleichbehandlung in den Bereichen Urlaub, Gehalt, Fort-/Weiterbildung, Förderung, Leistungsdruck und Wertschätzung (vgl. Frohn 2007: Durchschnittsalter 35J, 2230 Pers. Online).

In einer Dissertation ließ Koellen (2008) homosexuelle MitarbeiterInnen das unterstützende bzw. feindselige Arbeitsklima in deutschen Unternehmen einschätzen. Für „aktiv unterstützend“ waren maximal 60 P. erreichbar, für „feindselig“ 0 Punkte.

Arbeitsklima

Ausgewählte Branchen (Koellen 2008)	Punkte 0 – 60
Architektur	50,7
Partei/Politik	52,2
Kultur/Unterhaltung	47,2
Werbung/Marketing/Vertrieb	43,8
Banken/Versicherungen	39,6
Bildung	34,6
Kirche	30,5

3.2.2 Beispiel Alter

Die Ergebnisse des Minoritätenstressmodells, der Vorurteilsforschung, des prozessualen Stigmamanagement können auf Altern als Prozess gleichermaßen bezogen werden.

Die persönlichen und sozialen Belastungen für Lesben im Umgang mit den Herausforderungen des Alterns sind so relativ gut einschätzbar.

Lesben im Alter sind Frauen mit einem besonderen geschlechtsspezifischen Potentialeprofil.

Die Ressourcenforschung verweist auf die vergleichsweise gute Bildungs- und Ausbildungssituation wie auch auf längere Berufstätigkeiten und Versicherungszeiten im Vergleich zu Heterofrauen. Die prinzipielle Eigenständigkeit in der Lebensführung erscheint charakteristisch.

Die Altersforschung erbringt als geschlechtsspezifisches Ergebnis, dass die Anpassungsfähigkeit von älteren Frauen im Umgang mit veränderten Situationen flexibler ist im Vergleich zu Männern. Die Doppelbelastung Beruf – Familie hat Frauen mit, positiv gesehen vielseitigen Managementqualitäten ausgestattet (doppelte Vergesellschaftung).

Frauen lernen früh, sich in Netzwerken zu bewegen und einen Teil ihres Selbstverständnisses in der Beziehung zu anderen zu stabilisieren (self in relation), sei es nun eine Liebesbeziehung mit dem dazu gehörenden Netzwerk, die Familie oder ein Netz von Freundinnen generell.

Der gesundheitliche Zustand von Lesben im Alter scheint prekärer. Sie rauchen mehr, trinken mehr Alkohol und zeigen bei Belastungen eher depressive Verarbeitungsformen. Dafür holen sich Frauen in Krisen aber früher Hilfe. Die Gestaltung des Themas von Autono-

mie und Bindung bleibt eine Herausforderung, für alle Menschen in westlichen Gesellschaften; dies hat mit der Tendenz zur Individualisierung unserer Gesellschaft zu tun.

Der Umgang mit dem Thema Homosexualität im Alter ist als Prozess vergleichbar mit der Situation am Arbeitsplatz und den dort erlernten Bewältigungsstrategien.

Das Schreckensbild des „armen einsamen unattraktiven schwulen Mannes“, der früh in der Szene als Opa gilt, stellt sich bei der Auswertung und Gewichtung der Daten und Dynamiken für Frauen nicht so recht ein. Persönlich sehr schwere und problematische Alterns- und Sterbeprozesse, die als Schicksal zu bewältigen sind, sind – egal, ob Mann oder Frau, schwul oder lesbisch, gut sozial integriert oder vereinsamt – immer persönlich herausfordernd.

3.3 These

Neue Verdeckungszusammenhänge, Liberalisierung oder: Die Verpflichtung mit allem allein zurecht zu kommen.

Das Gesicht der Diskriminierung und Benachteiligung hat sich für Frauen und Minderheiten verändert, es gibt „neue Verdeckungszusammenhänge mit anderen Qualitäten“. Hier größere Freiräume und Gestaltungsmöglichkeiten, dort die ständige Forderung zu persönlichen Entscheidungen, hier die größere Vielfalt in der Lebensgestaltung, dort die größere Unübersichtlichkeit und Komplexität und damit mehr persönliche Verantwortlichkeit. So sind auch lesbische Lebensformen „zum Erfolg verdammt“ und für das Gelingen des eigenen Lebensentwurfs verantwortlich.

Das Politische wird so reprivatisiert, an Stelle weiter den Blick darauf zu richten, was denn am Privaten das Politische ist. Geschlecht und Heteronormativität werden dethematisiert, scheinbar ist alles möglich, und wenn das nicht geht: „So ein persönliches Pech aber auch!“

Diskriminierung, „Gewalt und Leid gehen mit dieser Gestaltungskraft einher ... Mit unseren Lebensentwürfen und als persönlich-beliebig empfundener Selbstgestaltung prägen wir die Kultur, die den Jüngeren zur Aneignung angeboten wird“ (Hagemann-White 2006 84). Es könnte darum gehen, das Soziale, das Strukturelle in die Auseinandersetzung um die Qualität lesbischen Lebens wieder herein zu holen und damit sowohl die Geschlechterfrage wie die Heteronormativität zu problematisieren.

Die Erforschung solcher Verdeckungen „kann tabuisierte stillschweigende Übereinkünfte der Normalität als hergestellte sichtbar ... (und verhandelbar) machen“ (Bitzan 2000 151, zit. n. Hagemann-White 2005 80).

Spezifische Belastungen von lesbischen und anderen Frauen sind verdeckt:

- Durch die schon beschriebene Liberalisierung des anything goes. Der Schein unbegrenzter Wahlfreiheit führt zum Verlust eigener Perspektiven. Das, was sich so ergeben hat, muss auch so gewollt gewesen sein.
- Durch Wohlstandsproblematiken („Fitness-, Gesundheits-, Schlankeits-, bewusste Ernährung, Furcht vor dem Alter-Wahn“). Es erscheint so, als sei der eigene Körper das einzige Gebiet im Leben, welches man noch eigenmächtig gestalten kann, und die persönliche Funktionalisierung, die man im eigenen Leben erfährt, verschiebt sich wirkmächtig zum eigenen Körper hin.
- Mutterschaft wird zum gestaltbaren Lebensstil, unabhängig vom Begehren.
- Durch audiovisuelle Medien wird täglich eine Realität aus zweiter Hand präsentiert. Der innere Vergleich führt zu einem Verlust der Realitätsmächtigkeit des eigenen Erlebens (vgl. Hagemann-White 2006 81ff).

Viele soziale Zuschreibungen an weibliche Positionen und Rollen haben ihre Verbindlichkeit verloren, das demokratische Prinzip universeller Berechtigung (Inklusion) erlaubt vieles, und dennoch ist die Basiskategorie Geschlecht und Heteronormativität erhalten, sie ist nur weniger sichtbar, aber wir können uns nicht nicht geschlechtlich verhalten. So sind auch die starken, noch bestehenden negativen Einstellungen gegenüber Homosexualitäten, Bisexuellen und Transidenten mit einem Bedrohungs- und Gewaltpotential gerade für Männer erklärbar. Vor allem das größere Rollenrepertoire schwuler Männer ist eine Herausforderung für hegemoniale Männlichkeiten und eine Erschütterung männlichen Rollenverhaltens.

4.0 Statt eines Schlusswortes

... Und manchmal wünscht man sich dann doch als ältere Lesbe die Zeiten zurück, in denen klar war, welche den Smoking trug und welche den Fummel und wir wissend schmunzelten, wenn gefragt wurde, wer denn jetzt in der Beziehung „die Mann oder der Frau sei“!!!!

Literatur

- Buba, H.P., Vaskovics, L.A. (2001): Benachteiligung gleichgeschlechtlich orientierter Personen und Paare. Studie im Auftrag des Bundesministeriums der Justiz. Bundesanzeiger Verlagsges.m.b.H., Köln
- Frohn, Dominic (2007): Out im Office. Sexuelle Identität, (Anti-) Diskriminierung und Diversity am Arbeitsplatz. Ergebniszusammenfassung. Zugriff 2010-11-01
http://www.gay-web.de/umfragen/Out-im-Office_Erg.-Zus.-Fass._DF.pdf
- Hagemann-White, Carol (2006): Sozialisation – zur Wiedergewinnung des Sozialen im Gestrüpp individualisierter Geschlechterbeziehungen, in: Bilden, Helga, Bettina Dausien (Hrg.): Sozialisation und Geschlecht, Theoretische und methodologische Aspekte, Opladen, Barbara Budrich S.70–88
- Hofmann, Roswitha, Amelie Cserer (2010): Lesben Am Werk, Explorationsstudie zur Erwerbstätigkeit lesbischer Frauen in Österreich, Wien Wirtschaftsuniversität, Abt. für Genderfragen
- Knoll, Christopher, Manfred Edinger, Gunter Reisbeck (1997): Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt. Edition Gay Studies, München/Wien, Profil Verlag
- Losert, Annett (2004): Lesbische Frauen im Angestelltenverhältnis und ihr Umgang mit dieser Lebensform am Arbeitsplatz. Unveröff. Magisterarbeit. Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg
- Meyer Ilian, H. (2003) Prejudice, social stress, and mental health in lesbian, gay, and bisexual populations: Conceptual issues and research evidence, in: Psychol. Bull. (2003), 129 5: S. 674–697
- Winfeld, Liz, Susan Spielman (2001): Straight Talk about Gays in the Workplace. Second Edition. Harrington Park Press. Binghamton NY
- Witte, Agnes (2008): Wann mein Rückgrat gerade ist, bestimme ich allein" – Lesben und Politik, Lesbischer Herbst 2008, Witte.de, Zugriff 2009-11-02